

Nr. 251. **Bromberg, den 3. November.** **1934**

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Macht doch nicht so lange Geschichten und legt ihn an die nächste Straßenecke!" rief einer der Camorristen, ungeduldig über die lange Verzögerung.

Niemand war empört über diesen Vorschlag, denn das war das übliche Verfahren mit den bei Duellen Verwundeten. Sie wurden dann meist von Vorübergehenden aufgelesen und ins Krankenhaus geschafft. Der Verletzte behauptete dann stets, er sei von Strolchen überfallen worden. Nie durfte er zugeben, in einem Camorristen-Duell zu Schaden gekommen zu sein.

Da trat Raffaele auf den „großen Tore" zu: „Meister, es wäre mir leid, wenn einer der Unseren durch mich sein Leben einbüßen sollte. Wenn wir ihn auf die Straße werfen und er nicht gleich gefunden wird, ist er zweifellos verloren. Ich möchte euch deshalb bitten, den Marchese zum Arzt schaffen zu dürfen."

„Wie willst du ihn denn fortschaffen, Raffaele, ohne auf der Straße angehalten zu werden?" erwiderte der Capintrito. „Du wirst dich damit nur in Unannehmlichkeiten bringen. — Aber tue, was du willst! Natürlich mußt du alles auf deine Kappe nehmen!"

Da eilte Raffaele ins Nebenzimmer, riß die erste beste Tischdecke an sich, kehrte damit zurück und legte den Verwundeten darauf. Dann raffte er die vier Zipfel zusammen, warf sich die Decke wie einen Sack über die Schulter, so daß der Verletzte zu einem Klumpen zusammengeballt auf seinem Rücken hing, und verließ mit dieser sonderbaren Last das Haus.

Im Laufschritt stürmte er durch die nächtlichen Gassen. Kurz vor dem Hause des Arztes wollte ihn ein Polizist, der einen Dieb in ihm vermutete, festhalten. Mit einem Faustschlage streckte ihn Raffaele nieder und setzte ungehindert seinen Weg fort. — —

Nach vieler Mühe war es dem Arzt gelungen, die Blutung durch Unterbindung der Arterie zum Stillstand zu bringen. Aber als Raffaele erleichtert fragte, ob nun die Lebensgefahr beseitigt sei, da bewegte der Arzt mit bedenklicher Miene den erhobenen Zeigefinger seiner Rechten mehrmals hin und her. „Durchaus nicht!" bedeutete dieses Zeichen der neapolitanischen Gebärdensprache. Und auf Raffaeles Frage, was man denn noch zur Rettung des Verletzten tun könne, erklärte ihm der Arzt, daß in einer Transfusion einer größeren Menge frischen Blutes von einem anderen Menschen die einzige Rettung liege.

„Wenn es weiter nichts ist!" sagte Raffaele wegwerfend. „Da nehmt von mir, so viel Ihr braucht!" Dabei streifte er den Hemdsärmel hinauf und bot dem Arzt seinen Arm. —

Nach drei bangen Stunden konnte der Arzt feststellen, daß der Pulsschlag wieder stärker wurde und der Verwundete durch die Blutzufuhr gerettet war. Dann schlug er Raffaele vor, den Patienten den folgenden Tag über noch bei ihm zu lassen und ihn erst in der nächsten Nacht abzuholen.

Raffaele sah ihn mißtrauisch an. „Ihr habt doch nicht etwa die Absicht, mir eine Falle zu stellen? Es kommt mir sonderbar vor, daß Ihr noch gar nicht nach dem Ursprung dieser Verwundung gefragt habt."

„Seid unbesorgt, ich verrate Euch nicht", erwiderte der Arzt ruhig. „Ich werde mich wohl hüten, denn ich kann mir schon denken, mit wem ich es zu tun habe."

„Dann ist es gut!" sagte Raffaele zufrieden. „Habt vorläufig vielen Dank für Eure Mühe!" Damit überreichte er dem Arzt einen Hundert-Lire-Schein, nickte dem Verblüfften zu und ging, noch wankend von der starken Blutabgabe, davon.

6.

Es war am Samstag vor dem Pfingstfeste. Die Morgensonne stieg soeben hinter dem Gipfel des Vesuvs empor und warf ihre Strahlen über Neapels flache Dächer, als die Anwohner des großen Platzes vor der Porta Capuana durch ein entsetzliches Getöse aus dem Schlafe geweckt wurden. Die Luft erbebte, die Fenster klirrten und die Mauern der Häuser erzitterten; es klang, als ob das ganze Vicaria-Viertel zusammenstürzen sollte. Aber die so jäh Erweckten erschraken nicht im geringsten, sondern eilten, noch schlaftrunken zwar, aber voller Heiterkeit und Erwartungsfreude, an die Fenster oder auf die Straße. War doch dieses Krachen von Böllern, dieses Knattern von Gewehrsalven, dieses Bersten von Bomben und Feuerwerkskörpern und das wilde Gebrüll und Gejohle auf dem Platze das Signal zur Eröffnung des größten und tollsten aller Volksfeste, die Neapel jährlich feierte, — der Wallfahrt zur Madonna auf dem Monte Vergine. —

An die fünf Meilen nordöstlich von Neapel wächst dieser gewaltige Berg, der höchste der Landschaft Campanien, aus der Ebene empor. In einer Schlucht dicht unter seinem Gipfel stand in alten Zeiten das Heiligtum der großen heidnischen Göttin Kybele. Seit acht Jahrhunderten aber ragt auf den Trümmern des alten Tempels ein stolzes Kloster empor und schaut mit seinen trotzigen Mauern gleich einer uneinnehmbaren Veste weit ins Land hinein. Seine Kirche birgt ein berühmtes, von Neapels kleinem Volke besonders verehrtes Madonnenbild. Es ist fast tausend Jahre alt, und das Gesicht der Gottesmutter hat mit der Zeit eine tiefdunkle Färbung angenommen. „Mamma Schiavona" — „die schwarze Mama" — nennt es das Volk, und zu ihm zu wallfahrten ist die Sehnsucht eines jeden Neapolitaners der niederen Stände. In den Ehekontrakten verpflichten sich die Männer, der zukünftigen Gattin ein- oder mehrmal im Laufe der Jahre die Teilnahme an diesem Feste zu ermöglichen. Jahrelang sparen sich die Ärmsten des Volkes jeden Centesimo vom Munde ab, um wenigstens einmal im Leben dieses Glückes teilhaftig zu werden. Denn die Wallfahrt auf den Monte Vergine ist eine kostspielige Unternehmung, will man nicht vor all dem Pomp kläglich zurückstehen und sich dem Spotte von Freund und Feind ausliefern. Wer es sich aber irgendwie leisten

kann, der ist jedes Jahr dabei und sucht stets von neuem die anderen Teilnehmer durch die Pracht der Kleider und des Schmuckes, durch die Schönheit von Wagen und Pferden zu übertrumpfen. So spielten von jeher die Vertreter der einträglicheren kleinen Gewerbe, die Bäcker und Fleischer, die Frucht- und Austernhändler, die Gastwirte und Weinbauern, eine große Rolle bei diesem gewaltigen und phantastischen Feste. Tonangebend aber waren dabei vor allen anderen die Camorristen und ihr Anhang. —

Von allen Seiten strömten die Wagen mit den Teilnehmern auf dem großen Platze zusammen, wo das allgemeine Stelldichein zur Abfahrt stattfand. Wer nicht selbst ein Gespann besaß, hatte sich für diesen Tag ein solches gemietet. Schon Monate vorher waren alle nur verfügbaren Gefährte Neapels und der umliegenden Orte vergeben; denn mit einem anderen Beförderungsmittel oder gar zu Fuß die Wallfahrt anzutreten, hätte den Teilnehmer in den Augen seiner Bekannten stark herabgesetzt.

Das Schießen war nach einer Weile wieder verstummt. Aber das Gedränge der Wagen wurde immer beängstigender, das Schreien, Pfeifen und Rufen immer lauter und wüster, denn es galt, sich in diesem Gewühle mit seinen Freunden zusammenzufinden, um die Abfahrt gemeinsam anzutreten.

Wo die Via del Vasto auf den großen Platz mündet, hatten sich verschiedene Angehörige der Mercato-Abteilung der Camorra ein Stelldichein gegeben. Der „große Tore", der — wie viele Camorristen — als Nebenbeschäftigung einen schwungvollen Pferdehandel betrieb, war soeben mit seinem eigenen prächtigen Gespann eingetroffen. Obgleich sein Haar an den Schläfen schon ergraut war, hatte er sich seine Lebhaftigkeit und seinen Humor bewahrt. Noch immer lebte er als Junggeselle und hatte in Ermangelung einer Familie eine ganze Schar junger Mädels zweifelhafter Art zur Teilnahme an der Wallfahrt eingeladen. Über die Insassen jedes neu eintreffenden Wagens machte er seine Witze, die meist schlagfertig zurückgegeben wurden, und bald hatte sich um seinen Wagen eine Schar von Lachern gesammelt.

Jetzt kam die ganze Familie Cajazzo dahergefahren. Der älteste Sohn, der nun siebzehn Jahre alt und schon ein hoffnungsvolles Mitglied der „schönen und geehrten Gesellschaft" war, führte die Zügel, während die Eltern Hand in Hand wie ein friedliches Bürgerpaar, umgeben von den jüngeren Kindern, in dem omnibusartigen Wagen saßen. „Der Krötenkopf" hatte sich seit einigen Jahren von dem mühevollen Amte des Capintrito zurückgezogen und lebte nun von seinen Ersparnissen und den regelmäßigen mühelosen Einkünften eines Vollcamorristen. Auch in Donna Giuseppas Haar hatten die Jahre weiße Fäden geflochten; und war daher noch ebenso dürr wie früher, obgleich es ihr nun seit langem an nichts mehr fehlte. Die Zahl ihrer Kinder war auf zwölf angewachsen und alle erfreuten sich der besten Gesundheit. Im übrigen hatten sie ohne Ausnahme das breite Maul des Vaters geerbt und waren von der Mutter in Ermangelung eines natürlichen Schönheitsschmuckes mit künstlichem Schmucke überreich behängt worden; die Jungen mit Bändern und Schärpen, die Mädchen mit Korallenketten, Ohrringen und blinkendem Haarschmuck. Donna Guiseppa selbst trug ein veilchenfarbenes Kleid aus steifer Seide und um den Hals eine goldene Kette von solcher Dicke, daß man einen Ochsen damit hätte fesseln können. Ihrem Gatten aber hatte sie nicht weniger als drei goldene Uhren mit Ketten an Rock und Weste befestigt, denn sie hielt streng darauf, daß an diesem Feste nicht eines der vielen Schmuckstücke daheim blieb; nicht so sehr aus Angst, es könne in Abwesenheit der Familie gestohlen werden, sondern vielmehr um der erstaunten Mitwelt ihren Reichtum zu zeigen.

Immer mehr Camorristen des Mercato-Viertels fanden sich zueinander. Nicht alle konnten so viel Schmuck aufweisen, wie die Familie Cajazzo. Besonders die Jüngeren, welche noch keinen Anteil an der wöchentlichen Verteilung der Beute hatten, kamen mit bedenklich wackligen Fahrzeugen und elenden, abgetriebenen Mähren.

Aber jetzt entstand nicht nur unter den Camorristen, sondern auch unter den Insassen der anderen Wagen und unter den Hunderten von Gaffern eine starke Bewegung: „Der Tiger vom Mercato! — Schaut nur! — Dort! — Dort kommt er!" ging es von Mund zu Mund. Und nun nahte im gestreckten Trabe eine Kutsche, die nicht so leicht ihresgleichen fand: Vier wundervolle starke Rappen zogen den Wagen. Ihre Köpfe trugen hohe Büschel von weißen, roten und grünen Straußenfedern. Die silberbeschlagenen Geschirre blitzten in der Sonne. In die langen Schweife der Rosse waren bunte seidene Bänder geflochten, und die Stirne trugen sie mit funkelnden Steinen besetzte Riemen. Auf dem Bock des Wagens aber stand, aufrecht und hoch über alle ragend, Raffaele, führte mit der Linken die blumengeschmückten Zügel und schwang in der Rechten knallend eine lange Peitsche mit goldbeschlagenem Stiel und einer aus Goldlitze geflochtenen Schnur. Er war barhäuptig, sein Oberkörper war nur mit einem schneeweißen seidenen Hemde bekleidet. Die weiten Trichterhosen aus braunem Samt wurden von einer roten Seidenschärpe gehalten, aus der die Griffe mehrerer Pistolen und Dolche hervorschauten. In den himmelblauen Polstern des Wagens aber lehnte eine unförmige Masse, die sich bei näherer Betrachtung als die Wahrsagerin Donna Assunta erwies. Ihr Haupt schmückten drei brillantenbesetzte Kämme; um den dicken Hals lagen nicht weniger als sieben schwere goldene Ketten; an allen zehn Fingern steckten Ringe mit funkelnden Steinen, — Brillanten, Smaragden und Saphieren —; und über die ganze massige Gestalt herab, vom Halse bis zu den Knien, hing eine Perlenkette.

So abstoßend das Bild war, das dieses Weib bot, so reizend wirkte die neben ihr sitzende Carmela: Sie trug ein gelbseidenes Kleidchen, das Hals, Nacken und Arme frei ließ und vorzüglich mit der bräunlichen, zarten Haut des Mädchens zusammenstimmte. Seidene Strümpfe von der gleichen Farbe und Lackschuhe, mit funkelnden Steinen besetzt, vollendeten die hübsche und geschmackvolle Kleidung. Das Reizendste aber an dieser Mädchengestalt waren die tiefschwarzen, dichten Locken, die ihr lose auf die Schultern herabfielen und nur von einem rubinbesetzten goldenen Stirnbande zusammengehalten wurden.

Aber außer Donna Assunta und Carmela war noch ein dritter Insasse im Wagen. Er saß ihnen gegenüber auf dem Rücksitz, und seine Blicke ruhten mit verklärtem Ausdruck auf dem schönen Kinde. Es war der Marchese Vito de Marino. Sein Gesicht war noch totenbleich, und er trug den verletzten Arm in der Binde, denn er hatte erst vor drei Tagen das Krankenlager zum ersten Male verlassen. Raffaele hatte ihn mit rührender Hingabe gepflegt; und wenn er selbst durch seinen „Dienst" dem Krankenlager ferngehalten wurde, hatte Carmela seine Stelle einnehmen müssen. Ohne besonders persönliches Interesse für de Marino, hatte er es zunächst nur für eine Ehrenpflicht gehalten, seinem schwerverwundeten Duellgegner die Gesundheit wiederzugeben. Aber in den vielen Stunden, die er an dem Krankenbette des Marchese zugebracht, hatte sich zwischen den beiden jungen Männern, die nur ein Jahr im Alter voneinander trennte, trotz ihrer gegensätzlichen Herkunft eine Art von Freundschaft herausgebildet. Vielleicht spielten der hohe Titel des jungen Edelmannes und seine höhere Bildungsstufe auch eine gewisse Rolle in den Gefühlen Raffaeles, während dem Marchese wiederum Raffaeles Verwegenheit und sein Ruhm als Camorrist Bewunderung einflößten. Vor allem aber hatte es ihm die Schönheit Carmelas angetan, und schon um das reizende Mädchen so oft als möglich sehen zu können, warb er um die Freundschaft des „Tigers vom Mercato". So war es fast selbstverständlich, daß er heute als Raffaeles Gast seine Wiedererhebung vom Krankenlager feierte. Und auch Donna Assunta, die hauptsächlich die Kosten dieses pomphaften Aufzuges trug, schmeichelte es nicht wenig, einen echten Marchese im Wagen zu haben. —

Kaum faßte der große Platz noch die Fülle der Wagen, und immer noch rollten durch die benachbarten Straßen weitere Gefährte heran. Da setzte das Schießen der Böller von neuem ein; es war das Zeichen zur Abfahrt. Mit einem wilden Jauchzen antworteten die Tausende, und die ersten Wagen setzten sich in der Richtung nach Nola in Bewegung. Ein wüstes Gedränge entstand. Jeder wollte der erste sein, und nur dem fabelhaften Geschick der Neapolitaner in der Kunst des Rosselenkens war es zu danken, daß dabei nicht alles kurz und klein gefahren wurde. Kaum hatte ein Wagen die Landstraße gewonnen, so wurden die Pferde auch schon in schärfsten Galopp gesetzt, so daß die Straße bal-

einer Wagenrennbahn glich. Unter Brüllen, Schießen und Peitschenknallen raste die wilde Jagd von Tausenden von Wagen dem Wallfahrtsberge entgegen. Und immer wieder klang im Chor aus all dem Lärm heraus das alte Wallfahrtslied: „Auf, laßt uns die schwarze Mama besuchen!" — Erst als die Pferde vollkommen ausgepumpt waren, verfiel man allmählich in ein langsameres Tempo.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschenk Friedrichs des Großen.

Skizze von **Hildegard Müller.**

Es war um das Jahr 1774. In den Bauerngärten brannten die Herbstblumen leuchtend und voll Glut. Aber unter ihnen lagen schon braune Blätter. Sie gaben diesem Bilde lachenden Lebens einen Zug tiefer Schwermut.

In des Schulmeisters bescheidenem Blumengärtchen fielen die Blätter alle von dem großen Kastanienbaum herab, der seinen Platz auf der Wiese außerhalb des mit Moos und Flechten überwachsenen Zaunes hatte und die Zweige über das flammende Blumenwunder in Schulmeisters Garten schatten ließ. Als der junge Lehrer aus der Tür des weinumrankten kleinen Schulhauses trat, knirschte das Laub unter seinen Füßen. Es klang wie zerbrochene, gläserne Stimmen. Er sah mit traurigen Augen ins Weite.

Tags zuvor hatte ihm seine bucklige kleine Putzfrau, die auch im Pfarrhause zum Reinemachen kam, mit ihrer hohen Kreischstimme erzählt, der Herr Pfarrer habe ihn, den Schulmeister, einen Hungerleider genannt, dem er seine einzige Tochter niemals für das Leben anvertrauen werde. Der junge Mann vergrub das Gesicht in den Händen, seine Knie zitterten, so matt und zerschlagen fühlte er sich.

Plötzlich raschelte es hinter dem dicken Stamm der Kastanie. Ein silbernes Lachen sprang auf, und dann stand Liesel vor dem Erschreckten. Sonnengebräunt, im roten Rock, der bis zu den Knöcheln reichte, davor ein helles Halbschürzchen, ein enges weißes Mieder, eine braune Flechtenkrone, die für den zierlichen Kopf fast zu schwer schien. Über ihrem rechten Arm hing eine mit Blumen bunt bestickte Stofftasche.

„Liesel, du hier? Ich denke, du sollst dir die Flausen mit dem — dem Hungerleider von Schulmeister aus dem Kopfe schlagen?" — „Ich habe mir schon gedacht, daß sie getratscht haben. Aber ich kann ja gar nicht ohne dich sein." Sie war ernst geworden und hob den Kopf verlangend zu ihm auf. Er ließ seine Hände weich über ihre Wangen und das braune Haargelock gleiten. „Vorhin sagte der Vater", begann sie, „du seiest auch nicht gottesfürchtig genug. Die Osterberger Konfirmanden wüßten alle Bibelgeschichten auswendig, aber deine keine einzige. Die könnten sie nur erzählen."

Sie kramte in der Tasche und holte ein Buch hervor mit der Aufschrift „Werthers Leiden". „Du, das Buch war schön, wunderschön." Und dann leise: „Sag mal, Joachim, hast du mich auch so lieb wie der da drin seine Lotte? Und — und würdest du auch für mich sterben können?" — „Kleine Schwärmerin", neckte er. Und nach einer Weile: „Sicher würde ich für dich sterben können. Aber nicht wie der Werther, nicht mir selbst das Leben nehmen, sondern mit meinem Leben dich schützen, offen, Feind gegen Feind." — „Ach, jetzt fängst du wieder vom Krieg an, und gleich sind wir wieder beim alten Fritzen." Da lachten sich beide verstehend zu, denn der Preußenkönig, der in dem jungen Schulmeister einen fanatischen Verehrer besaß, hatte schon manches liebe Mal einen großen Teil ihres Beisammenseins für sich in Anspruch genommen, bis Liesel schmollte.

„In meinem Hause ist es heute recht unordentlich, Liesel. Willst du nicht ein wenig Ordnung machen?" Da kletterte Liesel auch schon, ihrer Pflicht als zukünftige Hausfrau voll bewußt, hurtig über den Gartenzaun.

Mittlerweile sank die Dämmerung immer tiefer. Drinnen war es so dunkel, daß Joachim die Blechlampe vor der Fensterbank anstecken mußte.

Der Raum beherbergte so wenig Gegenstände, daß er nur mit Mühe in Unordnung zu bringen gewesen wäre. Es stand denn auch alles so ziemlich an seinem Platze. Aber Liesels hausfraulicher Sinn bekam doch etwas spitz. „Du hast ja heute nicht gekocht", sagte sie, als sie die beiden oberen Ofentüren öffnete. — „Ich konnte nichts essen", gab er zu. Da ging Liesel an die Arbeit, bald prasselte ein lustiges Feuer. Sie rührte im dampfenden Roggenbrei, und eine viertel Stunde später stand das Abendbrot vor dem Magister: Heißer Brei, ein halber Laib Brot, Butter und Milch. Liesel setzte sich auf die Lehne seines Sessels und paßte auf, daß er so aß, wie es sich für einen ordentlichen Christenmenschen gehörte, auch wenn er Liebeskummer hat. Als Liesel gegangen, wunderte sich Joachim darüber, daß es jetzt in seinem Zimmer schöner, heller und sogar ordentlicher war, obwohl er letzteres nur als Vorwand gebraucht hatte, um etwas länger mit dem geliebten Mädchen zusammen sein zu können.

Am nächsten Morgen stürzte Liesel außer Atem in das Schulzimmer und rief: „Joachim, ich wollte sagen: Herr — Herr Lehrer, der König kommt." Joachim fiel die Kreide aus der Hand. Die Kinder stürzten, ohne zu fragen, aus den Bänken und drängten sich um sie. „Wo, wo ist er? Wir wollen ihn sehen." Sie schob die Kinder zurück. „In einer halben Stunde wird er hier vorbeikommen." Und dann erzählte sie: „Bei dem großen Hof von Bulke, wißt ihr, drüben überm Berg, hat er den Wagen halten lassen, und weil der Hof so blitzblank gewesen ist, hingeschickt zum Bultebauern, ihn holen zu lassen. Da hat der Bauer dem Diener zur Antwort gegeben, wenn der König etwas von ihm wolle, könne er ja zu ihm kommen. Und hat sich umgedreht und ist auf seinen Rübenacker gegangen. Als der Diener die Antwort bestellte, hat der König lachend gesagt: „Solche Leute muß ich mehr haben, die lassen auch keinen Feind einen Fuß breit in ihr Land, da könnten wir noch einmal einen Siebenjährigen Krieg führen".

Eine halbe Stunde später rollte die Equipage des Königs heran. Die Jungen, aufgestellt wie zur Parade, sangen schneidig marschierend: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen, der König kommt herbei." Die Mädchen trippelten zierlich hinterdrein.

Wohlwollend lächelnd hörte der König den eifrigen Jungen zu. Und dann wollte Joachim eine Ansprache halten. Er hatte sie sich so schön zurechtgelegt, vorhin im Garten. Aber jetzt wollte ihm nichts mehr von den wohlgesetzten, ergebenen Worten einfallen. Eine peinliche Stille entstand. Joachim sah zur Erde und drehte verlegen seine Mütze. Dann blickte er den König lange schweigend an. Da stieg eine große Freude in ihm auf, die Freude darüber, daß er ja nun endlich den König sah. Und auf einmal fing er an zu reden, kein Wort von dem, was er sich vorhin ausgedacht hatte, sondern er erzählte dem Mann da oben im Wagen einfach, daß er sich so freute und mit ihm die Kinder, wie er jeden Tag von ihm erzählt habe, wie er ihn verehre und es sein heimlich großer Wunsch sei, einmal mit ihm und für ihn kämpfen zu dürfen.

Der König stieg aus, sichtlich erregt. Da waren ihm Dinge gesagt worden, die er oft genug hörte, aber hier kam alles aus innerstem Herzen, so schlicht und treu, ohne Angst und ohne Ergebenheit, wie ein Freund mit dem andern spricht, den er jahrelang nicht gesehen, dem er aber das beste und stärkste Gedenken bewahrt hat. Friedrich klopfte dem Schulmeister auf die Schulter und meinte, zu den Kindern gewandt: „Da habt ihr aber einen feinen Lehrer." — „Jawohl", schrien die Kinder. — „Er erzählt uns auch immer so schöne Geschichten vom König", rief ein Naseweis. „So, kann er schön Geschichten erzählen?" — „Und wie! Auch die biblischen, aber das mag der Herr Pfarrer nicht haben." Joachim wurde es siedend heiß. „Warum mag der Herr Pfarrer das denn nicht haben?" fuhr seine Majestät amüsiert fort. — „Weil wir sie immer auswendig wissen sollen, mit den schweren Wörtern und nicht so ganz einfach und nicht so, daß man gern zuhört, wie unser Lehrer uns das vormacht." — „Bravo, Er gefällt mir immer mehr", lachte der König. „Lehr Er seine Bibelgeschichten ja so weiter, und laß Er sich nicht durch den Geistlichen beirren."

Da der Mann Friedrich den Zweiten nun einmal interessierte, wollte er auch seine Behausung sehen und

kommandierte einem sich ewig verbeugenden, weiß bezopften Herrn, als er das armselige Stübchen zu Gesicht bekam: „Schreibe Er. Renovieren lassen, bessere Möbel rein und 24 Taler extra jährlich, wird aus meiner Kasse bezahlt. Tüchtige Untertanen sollen auch ordentlich leben können."

Eine Stunde später riß Joachim die Pforte des Pfarrgartens auf und rief: „Liesel, Liesel!" Oben aus dem Kammerfenster lugte erstaunt ein braunes Lockenköpfchen. „Was ist denn?" — „Komm, komm so schnell herunter wie du kannst." Da kletterte Liesel aus dem Fenster, hängte sich an einen Ast des Apfelbaumes, der beinahe in ihr Zimmer hineinragte, und fragte: „Was gibt's denn?" — „Liesel, wir können heiraten, der König schenkt mir jährlich 24 Taler Zuschuß aus dem Staatssäckel, und . . ." Da ließ Liesel vor Schreck den Ast los, und Joachim fing sie in seinen Armen auf.

Die 24 Taler sind den Nachfolgern Joachims bis zum Jahre 1901 nachweislich gezahlt worden, wie eine westfälische Chronik berichtet.

Bauernfänger.

Skizze von Wilhelm Auffermann.

Der Mann, der soeben mit einem geflochtenen Reisekoffer langsam die Bahnhofstreppe herabkam, sah aus wie ein Unglücksrabe. Schaute links, schaute rechts und balancierte mit ländlich unsicheren Schritten über die Stufen. Am Straßenrand angelangt, blieb er furchtsam stehen. Hupen gellten, die Straßenbahn klingelte. Die lärmende Betriebsamkeit der Großstadt schien ihn zu betäuben.

Da trat Flip auf ihn zu. „Sind sie hier fremd?" fragte er zuvorkommend.

Der Reisende nickte: „Ich möchte zur Friedrichstraße!"

„O, die ist gleich in der Nähe, dort hinter dem Park. Zufällig habe ich dieselbe Richtung."

Der Reisende atmete erleichtert auf. Gemeinsam bogen sie in den stillen Park. Sie waren noch nicht weit gekommen, da stießen beide einen Laut der Ueberraschung aus: Etwas Glitzerndes lag mitten auf dem Weg. Flip war schneller als der andere, bückte sich und hob das glitzernde Etwas auf. Es war ein Ring mit Brillantenkrone. Flip wischte ihn am Rockärmel ab und betrachtete ihn mit großen Augen.

Auch der Fremde wunderte sich nicht wenig.

Ein Fußgänger, der des Wegs gekommen war, blieb nun ebenfalls stehen, trat näher und betrachtete mit Kennermiene den Ring. „Hm, nicht schlecht, unter Brüdern gut seine dreihundert Mark wert", beglückwünschte er die beiden und ging weiter. Es war Flap.

„So ein Glück zu haben", konnte Flip sich noch immer nicht fassen, „so ein Glück! Natürlich gehört der Ring zur Hälfte Ihnen, wir haben ihn ja beide zu gleicher Zeit erblickt. Er lag direkt vor unseren Füßen."

Der Fremde äußerte Bedenken wegen des Fundbureaus.

„Ach was!" wehrte Flip ab. „Hier in der Großstadt nimmt man's nicht so genau. Weiß der Teufel, ob sich der richtige Verlustträger meldet. Und schließlich handelt es sich ja auch um kein Vermögen." Er kratzte sich an der Stirne: „Dumm ist nur, daß ich Ihnen nicht sofort die Hälfte ausbezahlen kann. Ich sitze seit einigen Tagen in der Tinte."

Sie setzten unterdessen ihren Weg fort. Plötzlich blieb Flip stehen, denn er hatte einen Einfall. „Hören sie", sagte er, „wie wär's übrigens wenn Sie den Ring behielten?"

Der Fremde stotterte eine Weile hilflos herum, aber in seinen Augen sprühte deutlich das Verlangen nach dem schönen Ring.

Flip frohlockte im Innern. „Mit fünfzig Mark bin ich zufrieden und kann mir damit eine Zeitlang weiterhelfen. Wollen sie?"

Nun sagte der andere zu. Er kramte eine gutgespickte Brieftasche hervor und entnahm ihr eine Note zu hundert Mark. „Können Sie mir herausgeben?"

„Selbstverständlich", versicherte Flip, ohne daran zu denken, wie arg er noch soeben „in der Tinte" gesessen habe. Er ärgerte sich, für den Ring nicht mehr gefordert zu haben. Der leichtsinnige Fremde schöpfte aber noch immer keinen Verdacht und steckte sich strahlenden Gesichtes den funkelnden Ring an den Finger.

Flip zeigte ihm die Friedrichstraße, verabschiedete sich höflich und eilte mit langen Schritten voraus. Auf Umwegen kehrte er in den Park zurück.

Flap wartete bereits ungeduldig: „Alles geklappt?"

„Spielend! Es wäre noch mehr herauszuholen gewesen, wir hatten ihn unterschätzt."

Sie warfen einen neuen Ring. Dann wandelten sie zum Bahnhof, um nach der Ankunft des nächsten Zuges abermals „ihr Glück" zu versuchen. Diesmal war Flap an der Reihe.

Da ihnen noch Zeit verblieb, beschlossen sie, gleich die Teilung des Reingewinns vorzunehmen, die Hundertmarknote am Schalter wechseln zu lassen.

Der Beamte nahm die Note, bat, einen Augenblick zu warten. Es dauerte keine zwei Minuten, da wurden Flip und Flap von rückwärts fest am Arm gepackt. Polizisten standen hinter ihnen: „Sie sind verhaftet! Sie wollten hier eine falsche Hundertmarknote einwechseln. Kommen Sie mit!"

Flip und Flap waren so verblüfft, daß sie den Mund weit aufklappten und keinen Widerstand wagten.

Als auf der Wache ihre Taschen durchsucht wurden, fand man zwar keine falschen Geldnoten mehr, aber dafür eine Menge billiger Ringe aus Metall und Glassplittern. Die beiden Spitzbuben erhielten dafür genügend Zeit, nachzudenken, wie schlecht die Menschen sind und wie vorsichtig man sein muß.




Bunte Chronik

Ein neuer Breitbart.

An die einzig dastehenden Kraftproben des berühmten Breitbart erinnert die Kraftleistung eines 15jährigen Jungen, der seit etwa fünf Jahren in vielen Städten Deutschlands auftritt. Dieser Junge bringt es fertig, mit der Kraft seines jungen Stiernackens ein Auto hochzuheben. Die Vorbereitungen zu dieser Schaustellung sind nicht ganz einfach. Man hat ein Gerüst erbaut, auf dem der junge Athlet steht, auch das Auto selbst wird mit einem Gerüst angehoben. Da der Wagen selbst, wie auf dem Zulassungsschein vermerkt, 910 Kilo wiegt und zu diesem Gewicht noch das des Gerüstes mit 235 Pfund hinzukommt, so ist die Leistung des modernen Siegfried wirklich erstaunlich. Der Wagen hängt mit seinem Gerüst an Ketten, die an einem Traggurt befestigt sind, den sich der Artist um Hals und Schultern legt. Dann stemmt er das gewaltige Gewicht, aus der Kniebeuge hochgehend, vom Boden los, so daß das Auto immerhin mehrere Zentimeter über dem Erdboden in der Luft schwebt. Aber damit erschöpfen sich die Leistungen des jungen Athleten noch nicht. Er ist fähig, mit der Faust einen vier Zoll langen Nagel durch drei Kiefernholzbretter zu schlagen. Die besondere Kraft seiner Zähne beweist er, indem er gleich darauf mit den Zähnen den Nagel wieder herauszieht. Bewunderung muß es auch erregen, wenn er 5,5 Millimeter starke Ketten mit den Händen zerbricht, ja sie sogar durchbeißt. „Jung-Siegfried" ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß immer wieder einmal die starken Urkräfte, früherer Geschlechter sich in einem Menschen offenbaren.

Der Schutzengel.

Kinder haben ihren Schutzengel, pflegt man zu sagen, wenn ein Kind auf besonders wunderbare Weise vor einem Unglück bewahrt blieb. Auch das vierjährige Kind, das dieser Tage in Stettin am offenen Fenster spielend herumturnte, hatte seinen Schutzengel. Er eilte in Gestalt eines vor dem Hause gerade vorbei patrouillierenden Schupos herzu, der, zufällig nach oben blickend, das Kind in beängstigender Lage aus dem Fenster hängen sah. Im Augenblick, als es aus dem Fenster herunterstürzte, fing der Beamte das Kind im Sturze auf und rettete ihm so das Leben. Nur die besondere Geistesgegenwart des Polizeibeamten ermöglichte die ungewöhnliche Rettungstat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg